Nr. 55. XIX. Jahrgang. Sonnabend, 25. Februar 1911.

# Dresdner Neueste Nachrichten

Unabhängige Tageszeitung.

Größte Verbreitung in Sachsen.

Redaktion und Hauptgeschäftsstelle Ferdinandstraße 4.
Fernsprecher: Redaktion Nr. 8997, Expedition Nr. 4571, Verlag Nr. 542.

Anzeigen: Die einspaltige Kolonelzeile kostet für Dresden und Vororte 25 Pf., für auswärts 30 Pf., für das Ausland 40 Pf. Familienanzeigen 20 Pf. Die zweispaltige Reklamezeile für Dresden und Umgebung 1 Mk., für auswärts 1,50 Mk. Bei Wiederholungen und Jahresaufträgen Rabatt nach Tarif. Chiffregebühren 25 Pf. Inserate von auswärts werden nur gegen Vorausbezahlung aufgenommen. Für das Erscheinen an bestimmten Tagen und Plätzen wird nicht garantiert. Telephonische Aufgabe von Inseraten unzulässig. Unsre Dresdner und auswärtigen Annahmestellen, sowie sämtliche Annoncenexpeditionen im In- und Ausland nehmen Inserate zu Originalpreisen und -rabatten an.

Abonnement: In Dresden und Vororten monatlich 60 Pf., pro Quartal 1,80 Mk. frei Haus, durch unsre Provinz-Filialen monatlich 65 Pf., pro Quartal 1,95 Mk. frei Haus. Mit der Beilage „Illustrierte Neueste" oder mit der Beilage „Dresdner Fliegende Blätter" je 15 Pf. pro Monat mehr.
Postbezug in Deutschland und den deutschen Kolonien: Ausg. A mit „Illustr. Neueste" monatl. 84 Pf., pro Quart. 2.52 Mk. „ B ohne Illustr. Beilage „ 69 „ „ „ 2.06 „
In Oesterreich-Ungarn: Ausg. A mit „Illustr. Neueste" monatl. 1.60 Kr., pro Quart. 4.79 Kr. Ausg. B ohne Illustr. Beilage „ 1.42 „ „ „ 4.25 „
Nach dem Auslande per Kreuzb. pr. Woche 1 Mk. Einz.-Numm. 10 Pf.

Diese Nummer umfaßt 16 Seiten. Roman siehe Seiten 12 und 14. Deutscher Reichstag Seite 9. Börsennachrichten Seite 11.

## Ein Kompromiß.

„Im Laufe des April werden der Kronprinz und die Kronprinzessin einen offiziellen Besuch in Rom abstatten, um Ihrem Majestäten dem König und der Königin von Italien die Glückwünsche des deutschen Kaiserpaares zur italienischen Nationalfeier darzubringen." So meldet die „Nordd. Allg. Ztg." an der Spitze ihrer letzten Nummer. Im ersten Augenblick wird man geneigt sein, hierin einen sehr glücklichen, fein erdachten Ausweg aus dem Dilemma zu erblicken, das sich daraus ergeben hatte, daß Kaiser Wilhelm selbst von gewissen Blättern mit aller Gewalt zu einer Romfahrt gepreßt werden sollte, aber schlechterdings nicht in diesem Jahre nach Rom reisen wollte. Sieht man aber näher zu und überlegt man sich die ganze Sache recht, dann wird man bald zu der Ueberzeugung kommen, daß hier ein Kompromiß vorliegt, dem, wie jedem Kompromiß der Vorwurf der Halbheit nicht erspart bleiben wird. Weder dürfte der hier gewählte Ausweg die Italiener ganz befriedigen, die sich nun einmal darauf versteift hatten, den Deutschen Kaiser als Glückwünschenden in ihrer Hauptstadt zu sehen, noch wird man im Vatikan und demgemäß im deutschen Zentrumslager davon erbaut sein, daß Kaiser Wilhelm zwar nicht persönlich eine Wallfahrt nach dem Quirinal unternimmt, aber doch seinen ältesten Sohn und Thronerben dorthin entsendet, um dem „Erben des Kirchenräubers" die Glückwünsche des deutschen Kaiserpaares zu überbringen. Gewiß ist der Kronprinz noch kein Souverän und der Vatikan hatte bisher lediglich dekretiert, daß der Papst in diesem Ausnahmejahr" keinen Souverän, sei er katholisch oder nicht katholisch, empfangen werde. Der Kronprinz also hätte noch immerhin einige Chancen. Aber selbst wenn auch er, wie anzunehmen ist, von der Schwelle des Vatikans verbannt bleiben sollte, so würde das nicht halb so schlimm sein, als wenn der Deutsche Kaiser nach Rom gegangen wäre, ohne vom Papst empfangen zu werden. Gerade deshalb aber wird in den Italienern, und zwar mit Recht, ein Stachel darüber zurückbleiben, daß sich Kaiser Wilhelm durch die Rücksicht auf den Vatikan davon abhalten läßt, in eigener Person nach Rom zu kommen, daß er den Kronprinzen mit seiner Stellvertretung betraut hat.

Wir vermögen daher bei näherer Prüfung in diesem Entschluß einen glücklichen und klugen Ausweg nicht zu erkennen und bedauern, daß sich die maßgebenden Berliner Stellen durch das Geschrei gewisser Blätter nervös machen und von ihrem ursprünglichen Standpunkt abbringen ließen. Dieser ging dahin, daß die italienische Nationalfeier eine innere Angelegenheit sei, was schon daraus hervorgehe, daß an auswärtige Fürstlichkeiten keine Einladungen dazu ergangen seien. Für den Deutschen Kaiser liege also keine Veranlassung vor, sich zu dieser Feier in Rom einzufinden, sich gleichsam in eine Familienfeier des italienischen Volkes hineinzudrängen. Das war ein Standpunkt, der sich um so eher hören ließ, als tatsächlich niemand zuvor an eine persönliche Teilnahme des Kaisers Wilhelm gedacht hatte, ehe nicht das bekannte Fangballspiel in der Berliner und römischen Presse begonnen hatte. Wird nun aber jener grundsätzliche Standpunkt tatsächlich verlassen, wie es durch die Entsendung des deutschen Kronprinzenpaares nach Rom geschieht, dann sieht man nicht ein, weshalb nicht Kaiser Wilhelm in Person dorthin reist und selbst seine Glückwünsche überbringt. Oder vielmehr, man sieht es nur zu gut ein und kann jetzt nicht mehr im Zweifel darüber sein, daß es lediglich Rücksichten auf den Papst und insbesondere auf das deutsche Zentrum sind, die den Kaiser von der Romfahrt abgehalten haben.

Nun erst gewinnen, wie uns scheint, die römischen Preßstimmen eine Berechtigung, die da bemerkten, es werde sich zeigen müssen, ob der Kaiser mehr Wert auf die Freundschaft mit Italien als auf die Stimmung im Vatikan lege. Nun werden sie nicht ohne Grund sagen können, daß der Verbündete ihres Königs diese Probe schlecht bestanden habe. Zunächst wird freilich ihre Freude darüber zum Ausdruck gelangen, daß es ihrem Drängen gelungen ist, die maßgebenden Berliner Stellen überhaupt zum Verlassen des früheren grundsätzlichen Standpunktes zu bewegen. Später wird dann aber die Mißstimmung in der angedeuteten Richtung desto stärker zum Durchbruch kommen, und so fürchten wir, daß das, was jetzt vielen als ein sehr glücklicher Ausweg erscheinen wird, sich in nicht zu ferner Zeit als eine immer schädliche Halbheit erweisen wird. Wie im gewöhnlichen, so ist auch im politischen Leben die Halbheit immer das Schlimmste, was man tun kann.

## Oesterreich-Ungarn und Serbien.

Von unserm Wiener id.-Mitarbeiter.

Wien, 23. Februar.

In der Plenarsitzung der österreichischen Delegation kam gestern abermals die Dokumentenfälschungsaffäre, die Prof. Masaryk in die zeitgenössische Legendenbildung eingeführt hat, zur Sprache. Aber hoffentlich zum letzten Male, und zwar zum letzten Male nicht nur darum, weil Graf Lehrenthal abermals in der bestimmtesten Weise die Behauptungen des Prager Professors schlagend widerlegte, sondern auch darum, weil der Delegierte Baron Ebtart, der Obmann des deutschen Nationalverbandes im Abgeordnetenhause, eine auch bei den gegnerischen Parteien hochgeachtete Persönlichkeit, im Namen der überwiegenden Mehrheit der in der Delegation vertretenen Gruppen die Erklärung abgab, daß das fortwährende Aufwärmen dieser wiederholt widerlegten Behauptungen von den Parteien als nicht im Interesse des Staates gelegen erachtet und die fernere Diskussion darüber abgelehnt werde.

Ob nämlich durch Dokumente erhärtet oder nicht erhärtet, jedenfalls ist das Bestehen der großserbischen Idee eine unwiderlegliche Tatsache, eine Tatsache, die sich gegen Oesterreich-Ungarn kehrt. Alle seit Dezennien in Serbien wahrnehmbaren österreichfeindlichen Erscheinungen auf sozialem und politischem Gebiete sind nur der Ausfluß der politischen Idee, die von dem ganzen serbischen Volke, von der ganzen politischen Gesellschaft in Serbien Besitz ergriffen hat. Das ist — wie der Wiener Publizist Leopold Mandl in seiner lehrreichen Broschüre „Oesterreich-Ungarn und Serbien" (Wien, Meisels Söhne) schlagend nachweist — die Idee, daß Serbien berufen sei, der Kristallisationspunkt aller von Serben bewohnten Länder zu sein und darnach seine innere und äußere Politik einrichten müsse. Dieser Gedanke ist über ein Jahrhundert alt und im Jahre 1805 schrieb der serbische Revolutionär Jankovic: „Die Mission Piemonts ist es, alle italienischen Länder von habsburgischer Herrschaft mit Hilfe österreichfeindlicher Mächte zu befreien und dann zu vereinigen. Dieselbe Mission hat auch Serbien. Serbien ist das Piemont des Balkans." Diesem Gedanken hingen alle an, die in Serbien von Einfluß waren, auch die Herrscher auf Serbiens Thron, ja Fürst Nikita von Montenegro hat einmal sogar vertragsmäßig zugunsten der serbischen Fürsten abzudanken sich verpflichtet, falls es diesen gelingen sollte, alle andern serbischen Länder mit Serbien zu vereinigen. Ganz offen und frei wurde die großserbische Idee gepredigt und betätigt, seitdem die doch ein wenig vorsichtigen Obrenowitsch von den Karageorgiewitsch abgelöst wurden. Die Thronbesteigung Königs Peters und die Herrschaft der radikalen Partei löste soziale Freiheitsideale im serbischen Volke aus, und um die unerfüllbaren Forderungen des Radikalismus zu beschwichtigen, sahen sich die Regierungen in Belgrad genötigt, die nationale Befreiung der „unbefreiten" Serben als politisches Narkotikum zu verwenden. Dadurch wurde die Zeit 1907 bis 1908 eine Aera unaufhörlicher Konflikte Serbiens mit der Türkei, mit Oesterreich-Ungarn, mit Montenegro und Bulgarien. Alle in der Regierung befindlichen Staatsmänner Serbiens bekannten sich offen als Anhänger der herrschenden politischen Idee.

Unser Autor führt eine ganze Reihe amtlicher und halbamtlicher Kundgebungen zur Erhärtung dieser Tatsache an. In einer offiziellen Publikation des serbischen Handelsministeriums aus dem Jahre 1905 heißt es: „Die Serben bewohnen heute Serbien, Montenegro, Bosnien und die Herzegowina, Altserbien und Mazedonien, die Bäcska, den Banat, Sirmien, Slawonien, aber es gibt auch Serben in Kroatien und in den westlichen Teilen Bulgariens. Aber ach, von den Serben sind nur der Kopf (Serbien) und ein Arm (Montenegro) befreit. Die andern Teile ihres nationalen Körpers befinden sich noch unter fremdem Joch." Am 2. Januar 1909 sagte der Minister des Aeußern Milovanovich in der Skupschtina: „Ohne Zaudern erkläre ich an dieser Stelle, als der für die äußere Politik Serbiens verantwortliche Minister, daß das serbische Nationalprogramm die Emanzipation Bosniens und der Herzegowina wenigstens in einem Maße verlangt, daß diese Länder nach eigenem Gutdünken und eigenen Sympathien und Interessen in eine politische und ökonomische intime Beziehung zu Serbien treten können." Und der Minister Protic sagte tags darauf in der Kammer: „Zwischen uns und Oesterreich-Ungarn kann es nur dann Frieden und gute Nachbarschaft geben, wenn Oesterreich-Ungarn darauf verzichtet, eine Großmacht zu sein, wenn es sich entschließt, die Rolle einer östlichen Schweiz anzunehmen."

So sprechen die leitenden Politiker Serbiens. Bedarf es da noch „Dokumente", um die Annexion zu rechtfertigen? Es ist das Verdienst der Mandlschen Broschüre, alle diese Tatsachen und historischen Belege sorgsam zusammengestellt und auf Grund einer genauen Kenntnis der Personen und Verhältnisse kritisch beleuchtet zu haben.

## Das Quinquennat.

Von unserm parlamentarischen Mitarbeiter.

a. Berlin, 23. Februar.

Wie haben sich doch die Zeiten geändert! Früher entfesselte jede Militärvorlage die heftigsten, leidenschaftlichsten Kämpfe. Richter und Bebel stürmten mit eingelegten Lanzen dagegen an. Der Zentrumsführer stand schmunzelnd dabei, sagte nicht Nein noch Ja und suchte für die unentbehrliche Zustimmung seiner Partei soviel wie möglich von der bedrängten Regierung herauszuschlagen. Diese sah sich wiederholt genötigt, den gordischen Knoten gewaltsam zu durchhauen. Von den vier Reichstagsauflösungen, die bisher stattgefunden haben, erfolgten zwei wegen einer Militärvorlage. Es ist als ein entschiedener Fortschritt zu begrüßen, daß aus Gründen der Wehrkraft des Deutschen Reiches keine Konflikte zwischen Regierung und Volksvertretung mehr entstehen und alle diese Fragen jetzt leidenschaftslos ruhig-sachlich und mit nüchterner Erwägung behandelt und erledigt werden. Eine Folge davon ist auch, daß, während die Regierung früher bei ihren Forderungen aufschlagen mußte, um entsprechend nachlassen zu können, sie dies nicht mehr nötig hat und daher alle Welt von vornherein überzeugt ist, daß sie nur so viel fordert, als unbedingt erforderlich ist, um unser Heer auf der Höhe der Schlagfertigkeit und Widerstandsfähigkeit zu erhalten. Sie schlägt nicht mehr auf und der Reichstag braucht daher auch nicht mehr zu feilschen. Das Hauptverdienst daran, daß sich diese Verhandlungen jetzt ohne umständliche Vorbereitungen und ohne Kämpfe fast geräuschlos und glatt vollziehen, gebührt unstreitig der fortschrittlichen Volkspartei, die allmählich eingesehen hat, daß diese Militärfragen, unabhängig von jedem Parteiprogramm, nur nach den Gesichtspunkten der Landesverteidigung zu betrachten und zu lösen sind. Damit ist ein Moment der Unruhe und der überflüssigen Erregung aus unserm innerpolitischen Leben ausgeschieden, und so wenig erquicklich dieses auch sonst ist, in dieser Hinsicht ist es jedenfalls erfreulich fortgeschritten. Selbst die Sozialdemokratie kann sich der veränderten Lage nicht ganz entziehen, und wenn sie auch nach wie vor „aus Prinzip" jede Heeresvorlage ablehnt, so sah sich doch ihr Vorsitzer, der Abgeordnete Stücklen, genötigt, ausdrücklich zu betonen, daß auch sie die Wehrhaftigkeit des Vaterlandes wünsche, nur nicht just auf die hergebrachte Weise, sondern mittelst des sogenannten Volksheeres, worunter sie eine Art Schweizer Miliz versteht, obwohl ihr wiederholt gezeigt wurde, daß diese schwerlich viel billiger zu stehen kommen, aber sicherlich weit weniger leisten würde als unser bewährtes Heer. Freilich, wenn man Herrn Stücklen hört, ist dieses kaum zu etwas anderm zu gebrauchen als zum Wachtvoststehen und zu Paraden. Aber das glauben die Genossen, wenn sie unter sich sind, wohl selbst nicht im Ernst. Richtig ist ja und wird von keinem Verständigen bestritten, daß sämtliche Staaten unter den Militärlasten schwer seufzen und daß die Rüstungen eine Schraube ohne Ende darstellen. Aber gerade das Deutsche Reich, eingezwängt zwischen zwei der größten Militärmächte der Welt, kann sich am wenigsten der recht unangenehmen und saueren Pflicht entziehen, von Zeit zu Zeit diese kostspielige Schraube erneut anzuziehen, will es nicht überflügelt und niedergezwungen werden. Daraufhin allein, daß der Abg. Stücklen Frankreich als das „friedensbedürftigste Land mit der größten Friedensliebe" bezeichnet, wird keine sich ihrer schweren Ver-

## Winter.

Von Selma Lagerlöf.

Nachdruck verboten.

Das Leben des Sommers war so kräftig. Der Herbst mußte monatelang arbeiten, ehe er ihn verdrängen oder töten konnte.

Das langsame Erlöschen begann draußen auf den Feldern. Der Roggen färbte sich gelb, der Hafer weiß. Menschen kamen und halfen mit Sensen und Grasmaschinen, und die Felder versanken still in tonlose Untätigkeit.

Dann kam die Reihe an die Haine, Wälder und Gebüsche. Sie wurden noch nicht ihrer Blätter beraubt. Aber an langen, stürmischen Regentagen vergaß der Herbst ihre kleinen Sommergäste. Die Vögel zogen fort, die Schmetterlinge falteten ihre Flügel zusammen und starben eines leichten Todes, die Spinnen hörten auf, ihre Netze zu spinnen, die Ameisen legten sich zu tiefem Schlummer in ihre Bauten.

Dann drang der Herbst in die Gärten ein. Die Blumenknospen wollten sich nicht mehr entfalten, sondern hingen schlaff und welk herab. Die schweren Blüten der Astern und Geranien wurden vom Sturm geknickt, die Himbeeren wurden wässerig, schwarzes und gelbes Laub lag auf den Gartenwegen. Immer deutlicher merkte man die Gegenwart des Herbstes. Da blieb nichts andres übrig, als das zu bergen, was es noch an Erbsen und Bohnen gab, und die Blüten ihrem Schicksal zu überlassen.

Zu all dem hatte der Herbst wohl einen Monat gebraucht. Aber jetzt nahm er den Nachtfrost zu Hilfe, und da schien es schon rascher zu gehen. Dank ihm vermochte er die Menschen, in aller Eile Kartoffeln und Rüben aus der Erde zu graben, das Obst abzunehmen, die Rosensträucher mit Stroh zu umwinden und die Beete mit Tannenreisig zu decken. Der Frost vergilbte und löste die Blätter der Bäume, und der Sturm wirbelte sie zu Boden. Es begann nun überall tot und herbstlich auszusehen.

Doch noch immer war nicht alles Leben erloschen. Aber nachdem er sich des Regens, des Sturms und des Frostes bedient hatte, nahm der Herbst auch noch die Dunkelheit zu Hilfe. Da wurden die letzten Sommervillen verlassen und geschlossen, auf den Straßen zeigten sich keine Touristen mehr, selbst die großen kreuzenden Herbstfliegen schlummerten ein. Schließlich zogen auch die Krähen und die Dohlen und umkreisten nicht länger den Kirchturm.

Damit war die Hauptsache getan, aber es blieb doch noch Arbeit genug. Die eigensinnigen Disteln trieben neue Knospen, das Unkraut machte sich in den leeren Gartenbeeten breit, die Grasmatten hielten sich wie zum Trotz grün.

Ja, es schien gar nicht ausgemacht, daß die Natur tot war. Die Erde war noch weich und die Seen eisfrei. Wenn sich nur die Sonne zeigte, konnte sie noch grüne Halme und kleine verzagte Herbstblümchen hervorlocken.

Der erste Schnee kam, und einen Augenblick glaubte der Herbst, daß sein Werk vollendet war. Doch der Schnee fiel auf ungefrorene Erde und in offene Seen. Nach ein paar Stunden war er wieder verschwunden.

Endlich gegen Weihnachten kam die scharfe Kälte, und jetzt begriff der Herbst, daß seine Arbeit zu Ende war. Das Wasser war zu Eis geworden, der Boden zu Stein. Jeder Lebensfunke, den der Sommer entzündet hatte, war erloschen.

Und der Herbst übergab sein Zepter dem Winter. „Jetzt ist alles in bester Ordnung", sagte er. „Der Bär schläft in seiner Höhle, die Menschen halten sich in ihren Wohnungen, der Himmel ist bleich, die Sonne machtlos. Alles ist still. Hüte dich, es zu wecken."

Und der Winter nimmt das Zepter. Ein paar Tage lang regiert er mit eisenharter Kälte. Alles verbleibt so still und tot, als er nur wünschen kann. Doch es ist, als fühlte der Winter sich nicht ganz sicher. Er will auch nicht die leiseste Spur des Sommers sehen.

Darum läßt er Tag für Tag Schneemassen sich herunterwälzen. Der Himmel sinkt schwer und grau bis zur Erde hinab, nicht ein Laut ist zu hören, auf Gassen und Wegen wird es still. Nur der Schnee fällt und fällt. Er scheint die ganze Erde begraben zu wollen. War sie schon früher tot, so ist es jetzt, als sollte sie begraben, eingeschneit werden. Schlummer und Ruhe ist alles, was ihr noch bevorsteht.

Da hört plötzlich eines Nachts der große Schneefall auf. Ueberall liegt die Schneedecke hoch. Jetzt muß das Leben doch endlich ganz erstickt sein, jetzt kann nichts es wieder aufwecken.

Aber kaum hat der Schnee zu fallen aufgehört, als es auf dem Wege vom Glöckchen klingelt, die Holzfuhren fahren durch den frühen Morgen, eine Stunde nach ihnen kommt der breite Schneepflug mit großem Staat, von drei Paar Pferden gezogen. Dann rücken die Schneeschaufler in ganzen Scharen aus, mit Schaufeln und Spaten bewaffnet, wie Feldarbeiter.

Es sieht aus, als hätte der Winter sich geirrt. Es sieht aus, als wollte das Leben aufs neue gerade aus dem Schnee quellen, gerade aus dem tiefen kalten Schnee, der es begraben sollte.

Die Jugend stürmt mit frischen Stimmen und roten Wangen wie neu erwacht ins Freie. Der Schnee ist gekommen. Sie sprühen vor Leben. Sie können nicht rasch genug die Skis, die Schlitten und die Rodeln herausbekommen.

Was ist das nun für ein Leben auf der weichen Matte, die den Boden deckt! Man kann kaum mehr sagen, daß es Winter ist. Es ist eine Art Sommer, der Himmel leuchtet wieder tiefblau. Die Bäume prangen in Gewändern aus Schnee und Reiffrost und haben ihre Schönheit wieder. Der Schnee strahlt Tag und Nacht Licht aus und hält das Dunkel fern.

Es ist wirklich eine Art Sommer. Die Erde hat keine Blumen, aber tausend kleine Funken gaukeln und glitzern auf dem Schnee. In den Höfen baut man Schneehütten, so wie man im Sommer Lauben und Zelte aufstellt. Der Bauer zieht in den Wald, um Holz zu fällen, anstatt der Sense arbeitet nun die Axt. Brenn- und Zimmerholz wird im Hof geborgen. Auf den Seen werden Schlittschuhbahnen gefegt, des Abends ertönt Musik ins Freie. Der Tanz geht, als wäre es Mittsommer.

Wieder beginnen die Touristen aus den Städten hinaus über Wege und Stege zu ziehen, Spiele und Feste beginnen. Auf dem weißen Schnee jauchzt und tollt das Leben so froh wie nur je auf den grünen Fluren des Sommers. Da ist Freude und Jubel, solange der Schnee währt, bis der Frühling kommt und ihn mitnimmt.

## Kleines Feuilleton.

= **Programm für Sonnabend.** Kgl. Oper: „Tannhäuser", 7. — Kgl. Schauspiel: „Die Nibelungen", 1. Teil, 7. — Zentraltheater: „Zeppelinchens Reise zum Christkind", ½4. „Der Graf von Luxemburg", 8. — Residenztheater: „Das Sonntagskind", ½4. „Der Rodelzigeuner", ½8. — Vereinshaus: Konzert von Aino Ackté, ½8. — Neustädter Kasino: 4. (letzter) Kammermusikabend von Bachmann, Bärtsch und Stenz, ½8. — Palmengarten: Lisa und Sven Scholander, 8.

= **Mitteilung aus dem Bureau der Kgl. Hoftheater.** Im Kgl. Opernhause wird Sonnabend den 25. Februar Richard Wagners „Tannhäuser" mit Herrn Gröbke von der Wiener Hofoper in der Titelpartie aufgeführt. Die Partie der Elisabeth singt Frau Walsch-Reuß vom Hoftheater in Stuttgart auf Engagement. — Im Kgl. Schauspielhause wird das heitere Traumspiel „Hans Sonnenstößers Höllenfahrt" von Paul Apel zunächst an den folgenden Tagen wiederholt: Montag den 27. Februar, Mittwoch den 1. und Sonntag den 5. März (außer Abonnement).

= **Motette in der Frauenkirche.** Sonnabend den 25. Febr. nachmittags 4 Uhr. 1. Johann Sebastian Bach: Präludium und Fuge in C-Dur. (Peters, Band 2 Nr. 1.) 2. Moritz Hauptmann: „Kommt, laßet uns anbeten", vier- und mehrstimmiger Chor mit Solostimmen. 3. Johann Sebastian Bach: Rezitativ und Arie „Buß' und Reue" aus der „Matthäuspassion" für Altsolo und Orgel. 4. Vorspiel und Gemeindegesang: 425,3. 5. Johannes Brahms: „O Tod", Altsolo und Orgel aus den „Ernsten Gesängen". 6. Gustav Schreck: „Kehre wieder", vier- und mehrstimmiger Chor. Solistin: Fräulein Jenny Reichardt, Konzert- und Oratoriensängerin. Orgel: Herr Organist Alfred Hottinger. Leitung: Herr Kantor Paul Schöne, Seminaroberlehrer für Musik.

= **Sonnabendvesper in der Kreuzkirche,** nachm. 2 Uhr. 1. Otto Thomas: Festliches Vorspiel für Orgel A-Dur, Werk 10. 2. Heinrich Schütz: Gloria-Patri für Chor aus: 12 geistliche Gesänge mit 4 Stimmen für kleinere Cantoreien (1657). Herausgegeben von Felix Woyrsch. 3. Felix Woyrsch: „Laßet uns ihn lieben", Alt-Arie mit Orgel aus dem Passions-Oratorium, Werk 45. 4. Allgemeiner Gesang: „Der am Kreuz ist meine Liebe." 5. Felix Woyrsch: „Fürwahr, er trug unsre Krankheit", Alt-Arie mit Orgel aus dem Passions-Oratorium. 6. Otto Richter: „Also soll ich hingeh'n vor deinem Geist?", Motette für vier- und achtstimmigen Chor. Mitwirkende: der Kreuzchor. Solo: Frau Franziska Bender-Schäfer, Kgl. Hofopernsängerin (Alt). Orgel: Herr Alfred Sittard. Leitung: Herr Otto Richter, Kgl. Musikdirektor.

= **Kompositionen des Prinzen Louis Ferdinand.** Auf Anordnung des Kaisers hat der preußische Kultusminister dem hiesigen Kreuzchor ein Exemplar der soeben erschienenen Ausgabe von musikalischen Werken des Prinzen Louis Ferdinand von Preußen übersandt.

= **Dritter Kammermusikabend des Brüsseler Streichquartetts.** Das Brüsseler Streichquartett, bestehend aus den Herren F. Schörg, H. Daucher, P. Miry und J. Gaillard, veranstaltete gestern abend im Palmengarten seinen dritten und letzten Kammermusikabend. Die belgische Kunstgenossenschaft befand sich auch gestern wieder auf gewohnter Höhe. Die Stimmung wurde je länger desto mehr eine gehobene. Tadellos blinkende technische Klarheit der einzelnen Instrumente, ein geradezu ideales Zusammenspiel, charakteristisch sprechende und unübertrefflich schöne Tonschattierungen, das alles und noch viele andre Züge fein musikalischer und vornehm intelligenter Art waren auch gestern wieder den Darbietungen der belgischen Gäste nachzurühmen. Ein Hauch von sinnenfreudigerem französischen Wesen darf uns nicht stören; er war am Platze bei dem prachtvollen Streichquartett in Des-Dur von Ernst v. Dohnányi, einem Werke, das man ohne Bedenken den Quartetten von Beethoven und Brahms an die Seite stellen darf. Hinreißende Leidenschaft, überreiche, in die tiefsten Tiefen menschlichen Fühlens greifende Phantasie spricht aus diesem Werke. Stellenweise ist Wagners Einfluß

SLUB Wir führen Wissen. http://digital.slub-dresden.de/id490223001-19110225/1